

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

7 (9.1.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 2

Das zweite Gesicht in den Dichtungen Annetens von Droste-Hülshoff

Von Dr. Willi Veils

Kennst du die Wälder im Seideland,
Mit blonden flächigen Haaren?
Mit Augen so klar, wie an Weibers Mund
Die Blitze der Welle fahren?
O, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

Schon von früher Jugend an regte sich in der schwächlichen ja kränklichen Annette von Droste-Hülshoff ein Hang zum Geheimnisvollen, Seltsamen und Abenteuerlichen, der ja in dem klassischen Lande der Spokenkiefer Westfalen reiche Nahrung erhielt. Eine starke Anziehungskraft übte das altehrwürdige Vaterhaus mit seinen geheimnisvollen Schlupfwinkeln und seinem alten Hausrat, sowie seltsamen Büchern aus. Der leicht erregbare Geist und die lebhaft phantastische des jungen Mädchens fanden hier reiche Nahrung. Was sie gelesen hatte, malte ihr lebhafter Geist sich in den hellsten Farben aus; lange Selbstgespräche gaben ihre Eindrücke wieder. Ein Glück, daß Annette sich viel in der freien Gottesnatur herumtummeln konnte, und die Mutter hielt ihre Tochter an, nützliche Dinge zu erlernen, um so ein Gegengewicht zu schaffen für das überreiche Phantasieleben. Gleichwohl blieb ihr Hang, sich in die Erinnerung an verschollene Geschlechter zu vergraben, ihr Leben lang bestehen; ja er bildete sich zu einem förmlichen Gespensterglauben aus, und, wie sie es von ihrem Vater geerbt hatte, grübelte sie gern über die Nachtseiten der menschlichen Natur.

Bei dieser Veranlagung fehlte auch nicht die unheimliche Gabe des zweiten Gesichtes. In ihrer kleinen Skizze „Bei uns zu Lande auf dem Lande“, erzählt Annette von dem Einflusse und der Veranlagung des Vaters, der alle Vorkommnisse dieser Art gemeldet und „in sehr fließendem Latein überfetzt und fauber in einer buchförmigen Kapfel verwahrt, und Liber mirabilis selbst breit auf dem Rücken mit goldenen Lettern“. Dieses seltsame Liber mirabilis „eine mühsam zusammengetragene Sammlung alter, prophetischer Träume und Gesichte“, war für das phantastiebegabte Gemüt Annettes eine Fundgrube für merkwürdige Dinge. Bei der Erwähnung dieses Buches kommt sie auf die Selbstgespräche zu sprechen (zur Botschaft hat sie uns ja am besten geschildert): „Fast der zehnte Mann ist hier ein Prophet — ein Vorkiefer, wie man es nennt“. Seltsam ist, daß diese Menschen alle eine körperliche Ähnlichkeit haben: ein lichtblaues, geisterhaftes Auge, was fast ängstlich zu ertragen ist; sonst sind sie einfach, häufig beschränkt, des Betruges unfähig, in feiner Weise von andern Bauern unterrichtet. Ich habe mit manchem von ihnen geredet, und sie gaben mir verständigen Bescheid über Wirklichkeit und Witterung; aber sobald meine Fragen über Alltägliche hinausgingen, waren sie ihnen unverständlich, und doch verraten manche dieser sogenannten Prophezeiungen und Gesichte eine großartige Einbildungskraft, streifen an die Allegorie und gehen überall weit über das Gewöhnliche, so daß ich gezwungen bin, eine momentan geistige Steigerung anzunehmen.“

Eingehender und eine besondere Kenntnis verratend, spricht Annette von dieser Gabe des zweiten Gesichtes in ihrer Schrift „Bilder aus Westfalen“. Dieses „bis zum Schauen oder mindestens deutlichem Hören gesteigerte Ahnungsvermögen“ sei in Westfalen so häufig, „daß, ob-

wohl die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheimgelassen wird, man doch überall auf notorisch damit Behaftete trifft und im Grunde fast kein Eingeborener sich gänzlich davon freisprechen dürfte“. Dann erzählt sie weiter: „Der Vorkiefer (Vorkiefer) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe. Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht und von fiebrischer Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird.“ Annette gibt dann interessante Beispiele dieses Hellsehens an: „Der Vorkiefer sieht Leidenszüge — lange Seeresolonnen und Kämpfe — er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Fleck wirklich gesprochen werden“. — „Napoleon grollte noch in der Kriegsschule zu Brienne mit seinem beengten Gesicht, als das Volk schon von „silbernen Reitern“ sprach, mit silbernen Kugeln auf den Köpfen, von denen „ein langer, schwarzer Pferdeschweif flatterte“, sowie von wunderbar aufgepucktem Gefindel, das auf „Pferden wie Raben“ über Hecken und Bäume flog, in der Hand eine lange Stange mit eisernem Stachel daran“. Der Vorkiefer zweiten Grades sieht nichts, sondern hört nur. Er hört z. B. den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel, das Wirbeln der Trommeln und den Trittschritt der marschierenden Kolonnen. Der Nichtbegabte sieht und hört natürlich nichts; aber wenn er dem Kiefer über die linke Schulter schaut, dann sieht er zwar jetzt nichts, aber später.“

Diese unheimliche Gabe des zweiten Gesichtes befaß auch Annette von Droste-Hülshoff. Ihre Beschreibung der Vorkiefer paßt zum Teil auch auf sie selbst; auch aus ihrem blassen, überzarten Gesicht schauen seltsame Augen. In drei Balladen hat sie die unheimliche Gabe zum Thema genommen: „Vorgeschichte“, „Der Graue“ und „Das Fräulein von Rodenschild“.

In der Ballade „Vorgeschichte“ ist es der Freiherr Kaspar Nikolaus Mauritz von Kerferink zu Borg (gest. 1746), der, mit der unheimlichen Veranlagung behaftet, in einer Vollmondnacht unter heimgängigen Dualen aus dem Schlafe erwacht und, leidend unter dem „Fluch der Seide, gleich Phasos unter dem Nachtesterne zu kreisen! Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer aufbrotet der Seele Schleusen“ von der magischen Kraft des Mondschienes an das Fenster gezogen wird. Da sieht er im Hofe schwarze Gestalten, brennende Fackeln lobern, Stimmen hummen; der Freiherr kennt alle. Jetzt bringt man das Roß aus dem Stalle mit schwarzer Decke; die Musiker prüfen die Instrumente; da kommt aus dem Hause der Orgel und auf der ihm zugekehrten Seite sieht der Freiherr sein eigenes Wappen! „Die andre Seite!“ stöhnt er; und siehe, auch hier sein Wappen. Also gilt es ihm. Sätze die andere Seite das Wappen seiner Gattin gezeigt, dann hätte die Vorherjage seinem Sohne gegolten! In der Gewissheit seines baldigen Todes schreibt er noch in der Nacht sein Testament.

Unheimlich und grauig ist das Gespenstermotiv in der Ballade „Der Graue“ verwertet. In altertümlichem Gemach sieht der blonde Waller, aus traumvollem Schlaf erwacht, „Ein Ding — ein Ding — wie Grau in Grau. Die Formen schwanken — sonderbar! — Doch, ob der Blick sich schärft? den Bau von Gliedern nimmt er mächtig wahr —. Doch hat es menschliche Gestalt!“ Unheimlich

näher kommt die Erscheinung; Waller schießt, zwecklos! Es neigt sich über ihn, es packt ihn, er glaubt die Kälte einer Leiche zu fühlen — da verlassen ihn die Sinne. Am nächsten Morgen liegt Waller bewußtlos auf dem Boden; niemand im Schloß hat den Schuß gehört; „Allein der blonde Waller trug seit dieser Nacht eisgraues Haar“.

Eigenes Hellsehen hat Annette in der Ballade „Das Fräulein von Rodenschild“ verwendet. Nach alter münsterländischer Sitte ertönt um Mitternacht vor Ostersonntag ein Lied. Annette schaut vom Fenster auf den Hof. Dann sieht sie, wie aus der Haustüre eine Gestalt hervortritt, die ihr Ebenbild ist! Die Erscheinung geht über den Hof, durch die Reihen der Singenden, die ihr Platz machen, und verschwindet in der Tür des gegenüberliegenden Flügels. Annette gerät natürlich in große Erregung. Als sie am nächsten Morgen, um sich Gewißheit zu verschaffen, die Dienstmagd fragt, ob sie in der Nacht den Ostersonntag angefangen hätten, erhält sie zur Antwort: Freilich, das gnädige Fräulein ist ja selbst zu uns herausgekommen, wir wunderten uns darüber und waren bange, daß Sie sich erkälten möchten! Ein ähnlicher Vorgang ist in der Ballade geschildert. Auch hier sieht das Fräulein sein Ebenbild; dieses kommt auf sie zu, das beherzte Fräulein weicht nicht, streckt der Gestalt die Rechte entgegen, bis sie einen eiskalten Luftzug verspürt. Dann zerflattert alles. Seitdem trägt das Fräulein von Rodenschild stets an der Rechten einen Handschuh; denn „man sagt, kalt sei sie wie Eises Himmel!“

Kirche und Frauenmode im Mittelalter

Von Prof. Dr. A. Baumhauer, Billingen

Von jeher war die Kleidung eines der wichtigsten Bedürfnisse des Menschen, zugleich aber, sobald die Stufe völliger Roheit überflogen war, ein Gegenstand des ausschmückenden Kunstsinnes oder auch der Eitelkeit. In allen Jahrhunderten haben es Männer wie Frauen verstanden, durch ihre Kleidung Aufsehen und Gefallen zu erregen. Aber auch Modeauswüchse hat es zu allen Zeiten gegeben. War das Kennzeichen unserer Damenmode noch vor wenigen Jahren ein Minimum an Kleidung, so war es im 12. und 13. Jahrhundert das Übermaß an kostbaren Stoffen. Weibes aber hat die Abweisung kirchlicher Kreise gefunden. Ebenso häufig verurteilte die Kirche die Auswüchse in der Damenmode des 12. Jahrhunderts, wie sie in unseren Tagen den tiefen Ausschnitt und die ärmellose Mode bekämpft. Den Einreden, Ermahnungen und Verböten der kirchlichen Behörden des Mittelalters, sowie der damit übereinstimmenden Betrachtungsweise einiger Schriftsteller, verdanken wir die meisten Nachrichten, die über die Mode des 12. und 13. Jahrhunderts auf uns gekommen sind.

Das Charakteristische an der Frauenmode des Mittelalters war die Schleppe. Der heilige Bernhart schalt die Frauen, daß sie lange und kostbare Franzen und Schleppen hinter sich herzögen und diese Staubwolken auf den Straßen erregten. Der Bischof von Terouanne sagte: „Wenn es, ihr Frauen, eure Bestimmung wäre, die Straßen zu fegen, würde euch die Natur schon ein Hilfsmittel anerschaffen haben, womit es füglich geschehen könnte!“ Papst Gregor VIII. befahl, daß die Kleider einer Frau nicht länger sein dürften, als sie selbst. Als im Jahre 1278 Kardinal Latinus aus dem Predigerorden als Legat des Papstes in die Lombardei kam,

Hoch- und Niedrigwasserstand aufzeigen. Während er für den nordamerikanischen Erie-See noch eine Subhöhe von 28 Zentimeter feststellte, hat er bei dem Platten-See in Ungarn und beim Genfer See Unterschiede von nur 0,8 Millimeter gefunden. Diese Beobachtungen mögen dem Laien auf dem ersten Blick als unbedeutend erscheinen, und doch kann es sich hier um eine der bedeutendsten Entdeckungen der Wissenschaft von der Erde handeln. Es ist bisher nämlich noch nicht gelungen, die die Gezeiten auslösenden Kräfte festzustellen, obwohl eine ganze Reihe Hypothesen über diese Kräfte aufgestellt worden sind. Für solche eingehende Beobachtungen sind die Ozeane zu ausgedehnt. An Binnenseen mit ihrer geringen Fläche und der Kenntnis aller vorhandenen Störungseinflüsse (Zuflüsse, Winde usw.) dürfte es dagegen bedeutend leichter sein, die die Gezeiten auslösenden Kräfte bestimmen zu können. Allerdings ist hierfür noch die genaue Beobachtung vieler Binnenseen notwendig.

Wir gehen wirklich „der Nase nach!“

Kennen Sie die Geschichte von Bileams Esel? Er kommt schon in der Bibel vor, und zwar handelt es sich um folgendes „Problem“: Was tut Bileams Esel, wenn er genau in die Mitte zwischen zwei Heubündel von genau gleicher Menge, Gestalt und Beleuchtung gebracht wird und sich nun entscheiden soll? Er wird aber diese

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Kanadas Kampf gegen den Waldbrand

Der gewaltige Waldgürtel, der ganz Kanada von West nach Ost überzieht, ist alljährlich die Stätte von Waldbränden, die oft Hunderte von Quadratkilometer Baumbestand erreichen. Unschätzbare Werte gehen alljährlich hierdurch zugrunde. Mit Hilfe von Straßenbauten Einrichtung ständiger Beobachtungsstationen, Anschaffung von Motorpumpen u. dgl., sucht man diese Riesengefahr zu bekämpfen. Aber der Erfolg ist naturgemäß sehr gering. Neuerdings wurden auch Flugzeuge in den Dienst des Feuerlöschens gestellt. Da aber die meisten Waldbrände durch Fahrlässigkeit der Jäger und Waldarbeiter entstehen, will jetzt die kanadische Regierung einen Propagandafeldzug beginnen und die gesamte Bevölkerung zur Vorsicht mit dem Umgang von Feuer in den Wäldern erziehen. Überall werden vom Ministerium für das Land und Forstwirtschaft Plakate angeschlagen, die unter einem grünen Hornblatt die Worte „Help save your Forests“ („Hilf deine Wälder schützen“). Auch die Zeitungen stellen sich in den Dienst dieses Kampfes gegen den Waldbrand. Selbst Inzerate und Rundfunk müssen der Regierung helfen. Die Regierung scheint sich von diesem

Werbefeldzug einen guten Erfolg zu versprechen. Es ist auszugehen, daß diese psychologische Art der Waldbrandbekämpfung bei gewaltiger Ausdehnung des kanadischen Waldgürtels, der eine strenge Überwachung nicht zuläßt, die einzige mögliche Form ist, die einen dauernden Erfolg erwarten läßt.

Auch Binnenseen haben Ebbe und Flut

Allgemein ist man der Ansicht, daß Gezeiten, das Auftreten von Ebbe und Flut, nur beim Meere zu beobachten wären. Dagegen konnten bei Binnenseen keine Gezeiten beobachtet werden. Doch dürfte diese Unkenntnis eine Folge der Kleinheit der zu beobachtenden Objekte sein. Es ist ja einleuchtend, daß bei der gewaltigen Ausdehnung der offenen See der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasserstand viel bedeutender sein muß, als auf einem Binnensee, der nur eine beschränkte Ausdehnung hat. Tatsächlich ist es gelungen, auch bei Seen, die im Binnenlande liegen, verschiedentlich die periodischen Aufeinanderfolge von Ebbe und Flut festzustellen. Solche Gezeiten weisen einwandfrei der Michigan- und Huronensee in den Vereinigten Staaten und der Raikal-See im Fernen Osten Asiens auf. Für andere Seen hat der Klimologe Endrös, der sich der Bearbeitung dieser Frage besonders widmet, gleichfalls Ebbe und Flut feststellen können, die allerdings nur kleine Unterabstände zwischen dem

brachte er dort alle Frauen in Aufruhr durch einen Erlaß, der besagte, daß dieselben ihre Gewänder nicht länger, als bis zur Erde und eine Spanne breit darüber hinaus tragen sollten. Bis dahin schleppten die Damen an der Erde 1½ Ellen lange Schleppe nach. Der Erlaß des Kardinals wurde von den Kanzeln verkündet; kein Priester durfte die Frauen, welche dem Befehl des Kardinals nicht nachkamen, absolvieren. Hierzu bemerkt der Chronist aus dem Minoritenorden, Salimbene von Parma, der uns diesen Erlaß mitteilt: „Das aber war den Weibern bitterer als jeder Tod. Denn eine Frau teilte mir vertraulich mit, daß jene Schleppe ihr mehr sei, als das ganze übrige Kleid, das sie trüge. Ferner befahl Kardinal Ratimus in jenem Erlaß, alle Frauen, die jungen Mädchen und Jungfrauen ebenso wie die verheirateten, die Witwen und Matronen, sollten einen Schleier auf dem Kopfe tragen. Das fanden sie absehnlich. Gegen diese Heimführung allerdings erkannten sie ein Heilmittel, das sie zur Umgehung des Schleppeverbotes nicht anzuwenden vermochten. Sie ließen sich nämlich Schleier aus feiner Seidengaze machen, die mit Gold durchwirkt waren, mit denen angetan sie noch zehnmal schöner erschienen und verlockender die Augen der Schauenden zu sündiger Lust auf sich lenkten.“

Zur Vermeidung übermäßiger Kleiderpracht setzte im Jahre 1154 die Regierung von Venedig den Wert fest, welchen ein Frauengewand und ein weiblicher Kopfschmuck höchstens haben dürfe; in Südfrankreich war gesetzlich vorgeschrieben, wieviel der Schneider für jedes Kleidungsstück zu erhalten habe. In vielen Orten verbot man Schleppe und durchbrochene Ärmel, in Mantua, Parma und Bistonia das Tragen von Perlen, Gold, Silber und Edelsteinen; man strafte die Goldschmiede, welche derlei Gebote übertraten, und die Schneider, welche die Kleider zu lang schnitten. Der Buzprediger Johannes von Vicenza verbot den italienischen Frauen, Bänder und Kränze im Haare zu tragen, und verlangte, daß sie sich auf der Straße nicht anders als verschleiert zeigen sollten. Noch mehrfach hören wir Klagen über den Aufwand, welchen die Frauen trieben, über Verschwendung durch Goldstoff, Perlen, Treppen, Bänder, Schleier, turmhohen Kopfschmuck und dergleichen. Papst Gregor X. endlich erließ 1272 auf der Kirchenversammlung zu Lyon, aller überflüssige Putz der Weiber in der ganzen Christenheit müsse aufhören.

Nach diesen und ähnlichen Vorwürfen ließe sich auf eine in der Tat übertriebene Pracht der Frauenkleider im Mittelalter schließen; laut den freilich oft dürftigen Berichten müssen dies aber doch mehr Ausnahmen gewesen sein. So trug die Markgräfin Kunigunde von Brandenburg bei ihrer Vermählung mit dem König von Ungarn ein prachtvoll gesticktes, ein Gold durchwirktes Kleid, einen kostbaren mit Zobel und Hermelin verbrämten Mantel und einen Gürtel mit goldenen Spangen. Nach dem Roman „La Viollette“ gehörten erhabene Blumen, in welchen Glöckchen verborgen waren, die bei jeder Bewegung lieblich ertönten, zum Kleid der vornehmen Dame. Miniaturen zeigen sehr hohe, spitze Damenhüte, Schleppekleider und im Nacken rundverschlossene Haare. In Italien waren zur Zeit Kaiser Friedrichs II. die jungen Mädchen mit einem wollenen Unterrock und einem leinenen Oberkleid zufrieden. In dem reichen Florenz trugen sie noch um 1260 einen engen Rock von grobem rotem und grünem Tuch, gürteten sich mit lebernem Gürtel und warfen einen Mantel über, an welchem ein kleiner Kragen saß, den man über den Kopf ziehen konnte. Etwas mehr Aufwand und Mannigfaltigkeit scheint man in Padua getrieben zu haben; hier herrschte die Mode vieler Kragen und unzähliger Falten. Im allgemeinen waren die helleren Farben beliebter als die dunkeln. In Deutschland trugen die Frauen im 12. Jahrhundert meist lange, weite, nicht einmal immer durch Gürtel zusammengehaltene Kleider. Trotz der oben erwähnten Anklagen bezüglich Eitelkeit und Übertreibung zeigte sich fast nirgends in der Kleidung ein Sinn für Schönheit der Formen, ja, man hat es wohl für unanständig gehalten, diese überhaupt anzudeuten.

Entscheidung treffen, denn in sehr vielen Tieren und vielleicht auch Menschen, ist ein unbewusstes Drängen und Bevorzugen einer bestimmten Richtung vorhanden. Und woran liegt das? An der Stellung der Nase! Ein Zappeler, Prof. Voshioka, hat das kürzlich durch folgenden hübschen Versuch bewiesen: Er nahm 30 männliche Ratten und steckte sie abwechselnd in ein Labyrinth. Der wesentlichste Teil desselben war ein Gang in der Form des großen lateinischen T. Die beiden Enden des Querbalkens führten in genau gleicher Länge und gleichen Ausmaßen zur Futterstelle. Die Ratten mußten nun zunächst den Stamm des T hinaufgehen. Dann hatten sie sich zu entscheiden, ob sie links oder rechts gehen wollten, und zwar konnten keinerlei äußere Bedingungen der Grund für das Wählen des einen oder anderen Ganges sein. Tatsächlich wechselten auch die meisten Ratten völlig unregelmäßig die Richtungen bei öfteren Einsehen. Ein gewisser Teil aber ging konstant durch den linken, ein anderer immer durch den rechten Horizontalbalken zur Futterstelle. Die Tiere wurden getötet und ihre Schädel untersucht. Dabei zeigte sich nun die Merkwürdigkeit, daß bei dem gleichen Prozentsatz der Tiere das Nasenbein nicht genau senkrecht zu gewissen Schädelknochen lag, sondern ein wenig nach links oder rechts abgelenkt war. Es existiert also ein Zusammenhang zwischen dem Bau des Nasenbeins und der Richtungsgeohnheit, und das alte Wort: „Jeder geht seiner Nase nach“, hat hier eine experimentelle Stütze erhalten.

Nicht minderen Anstoß als an der Frauenkleidung nahm die Kirche an den vielen Schönheitsmitteln, die schon die Frauen des 12. und 13. Jahrhunderts mit Erfolg angewendet haben. Als solche werden uns aus Italien genannt: Gefochtes und dann abgefeiltes Wasser, von Rosen, Lilien, Bohnen usw. abgezogenes Waschwasser, Zahnpulver, weiße und rote Schminke, Mittel gegen Karben, Sommersprossen und andere Flecken, Mittel, die Haare braun oder blond zu färben, weiße zu tönen usw. Nach einer Spottschrift des frühen Mittelalters verklagen die Mönche einmal die Weiber vor dem Throne Gottes. „Alles ist verloren“, sagen die Mönche, „indem ihr die Malerei, die nur für uns erfunden ward, in Beschlag nehmet und euch so recht färbt, daß ihr alle Gemälde in unsern Kapellen überglänzt.“ Da fahren die Frauen auf die Mönche los und sagen: „Wir waren im Besitze der Malerei, ehe ihr eure Bildlein erfunden habt!“ und eine besonders eifrige Matrone fährt fort: „Ich nehme euch nichts, wenn ich mir die Nungeln unter den Augen verstreiche, um diejenigen noch stolz behandeln zu können, welche sich in mich vernarren!“

Wenn die Laien, wie es sehr oft geschah, auf alle Lehren und Weisungen der Kirche und ihrer Vertreter keine Rücksicht nahmen, so brachen für diese Verstocktheit die Strafen Gottes herein, und besonders übel erging es dann nach kirchlicher Androhung den Kleiderfüchtigen Frauen. Wenigstens erzählt ein Priester: „Ich sah des Abends einen langen Zug Weiber, welche auf Frauenfäßeln saßen, aus denen glühende Stifte hervorstakten. Nun hob der Wind jene Unglücklichen in bestimmten Zwischenräumen wohl einen Masten hoch empor und ließ sie dann wiederum fallen, daß sie von den glühenden Stiften schwer verwundet wurden. Sie schrien ganz erbärmlich wehe, wehe!“ — Welche Höllestrafen mögen da wohl erst den Modedamen des 20. Jahrhunderts drohen?

Egon Friedells Kulturgeschichte der Neuzeit

Der dritte Band der prächtigen Kulturgeschichte von Friedell (Verlag S. O. Weid, München) ist erschienen, von allen freudig und dankbar begrüßt, die die beiden ersten Bände gekannt und genossen haben. Wir bestaunen erneut die glänzende Form, in der hier ein ungeheurer Inhalt auf willkommene vorgelesen wird; wir bewundern die Fülle des Wissens dieses Mannes, das sich auf allen Gebieten zeigt, alles souverän und leicht spielend beherrscht; und wir anerkennen mit freudiger Zustimmung die hohe ethische Kraft des Verfassers, die sich durch all das Spielen hindurch bewahrt; ein tiefer Ernst steht doch hinter all dem Gelächter.

Ein vollkommenes Buch eines genialen Autors. Es ist fast unglaublich, wie ein Mann sich in all den vielen Gebieten zurechtfinden, ja, als Führer hervortreten kann. Überall bewahrt er sich als feiner Kenner, sei es in Diplomatie und Geschichte, in Dichtkunst und Theater, in Malerei und Mathematik, in Philosophie und Naturwissenschaft, Physik, Chemie, Medizin usw. Wir werden in die unzugänglichen, gestrüppdurchwachsenen Gegenden geführt und lernen sie durchbrechen, und übersehen an der Hand dieses festen und zuverlässigen Führers.

Da man als Regent gleichzeitig das Recht, den Beruf und die Pflicht hat, zu kritisieren, so möchte ich die beiden einzigen Einwände, die ich zu erheben habe, gleich von vornherein erledigen, damit ich dann frei bin, nur noch zu loben und zuzustimmen: Dem Philosophen Ed. v. Hartmann scheint mir der Verfasser mit seinen wenigen hingeworfenen Sätzen doch nicht ganz gerecht geworden zu sein, und, den Namen Naabe vermissen ich in einem umfassenden Buch des 19. Jahrhunderts. Alle anderen Urteile erkenne ich an und bewundere sie aufs höchste.

Die Persönlichkeit des Verfassers wird gleich im Anfang ins rechte Licht gerückt durch die Worte des Augustinus, die er dem ganzen Buch vorsetzt: „Das dies alles ebendatum in einer Art wahr ist, weil es in einer Art falsch ist.“ In diesem Vorwort sehen wir das deutliche und höchst sympathische Bild des Verfassers, der weit über dem stets ernsten, sich selbst verehrenden Professor steht, der so hoch über den Dingen und über sich selbst steht, daß er über alles, ganz besonders über sich selbst lachen kann, der also mit einem Wort Humor hat, etwas, was man beim deutschen Wissenschaftler selten findet. Gleich die ersten Seiten begründen mit ihrer Überzeugung, daß Geschichte „erfunden“ wird, diese große Einsicht. Aber ich will nun nicht pedantisch Abschnitte für Abschnitte, Kapitel für Kapitel des Werks aufzählen, sondern ich glaube im Sinn des heiteren Autors zu handeln, wenn ich eine Anzahl Stellen zitiere, die mir beim Durchlesen besonders gefallen; dadurch wird der Leser den Charakter des Buchs am besten kennen lernen, das ich doch demselben empfehlen möchte. Dieses Verfahren hat nur den Nachteil der Willkürlichkeit der Auswahl, denn streng genommen, könnte man das ganze Buch zitieren zum Beweis seiner freien, hohen, heiteren Denkungsweise. Diese Auswahl mußte leider sehr beschnitten werden, aus Mangel an Raum.

„Schon die italienischen und burgundischen Damen des 15. Jahrhunderts und die ägyptischen des alten Reichs kannten die Bagenfrisur. Die Spitz trägt einen Kubitopf.“

„Die Franzosen, die sich immer für irgend etwas rächen müssen.“

„Indem Gionob die erotische Episode aus der Faust-Tragödie in einer Weise isolierte, die für das deutsche Gefühl grotesk, ja fast obszön erscheinen muß, und sie dabei in einem Maß verflüchtigt und sentimentalisiert, wie es nur ein Franzose fertig bringt, hat er eines jener seltenen, in ihrer Art bewundernswerten Werke geschaffen, die man als erstklassigen Schund bezeichnen kann. Er spielt auf einem goldenen Reiterkasten, der aber darum doch eine Drehorgel bleibt.“

„Die Natur macht keine Sprünge“ ist einer der falschesten Sätze, an die jemals geglaubt wurde. Sie macht nur Sprünge. — Die nebulöse Lehre von den „differentialen Übergängen“ ist ein Dunsbüld liberaler Professoren, die von der Undramatik ihres Geistes und Trägheit ihres Stoffwechsels auf das Leben der Natur und Geschichte schließen.“

„Heise war ziemlich genau das, was sich der Bürger unter einem Dichter vorstellt: eine Seele mit Samtrock und immer schrecklich interessant. Indes, es muß auch solche Schriftsteller geben. Unerträglich wird Heise erst durch eine saure Mischung aus tatenhaftem Moralismus und genähtiger Sinnlichkeit, ein vorwitziges Spielen mit erotischen Problemen unter Gouvernantenaufsicht der Tugend, das unsittlich ist, weil es zu wenig unsittlich ist.“

„Die Pilotenschule machte aus den Gemälden Bilderbogen. Piloten malte schwere, prächtige historische Kruststücke, wie: der Tod Alexanders, die Ermordung Cäsars, der Triumph des Germanicus, Galilei im Kerker. Nero zündet Rom an. Schwund fragte ihn: Herr Collega, was malen's denn heuer für ein Malheur? Auf seinen Kniebildern erschienen zweifelhafte Goffschaulpieler, in erstklassigen Kostümen.“

„Der Minister des Äußeren, der Herzog von Gramont, ein typischer Diplomat: selbstgefällig, uniformiert, phrasengebläht, kurz, wie Bismarck einfacher sagte, ein Hindiehl, erklärte —.“

„Zweifelloso hat die Geschichte ihre Gesehe; aber sie sind so geheimnisvoll und verwickelt, daß sie für uns aufhören, welche zu sein.“

„Nachdem sein (Wilhelm Buschs) Deuore Jahrzehnte lang als ein harmloses Kasperltheater gegolten hat, gut genug für die Kinderstube und den Nachmittagsstoffer, ist es neuerdings Mode geworden, ihn als dämonischen Pessimisten und Nihilisten aufzufassen. Beides ist gleich irrig. Die unergleichen, undefinierbare Wirkung, die von Wilhelm Busch ausgeht, beruht einfach darauf, daß er niemals selber etwas macht, sondern das Leben machen läßt. Wirklichen Humor hat nämlich nur das Leben, und das einzige, was die Humoristen tun können, besteht darin, daß sie diesen Humor abschreiben.“

— zu erwidern, daß sich alles experimentell beweisen läßt: dies hängt von der Geschicklichkeit und Glaubensbereitschaft des Experimentators ab. — Theorien sind Überzeugungen; und Überzeugungen werden dadurch bewiesen, daß man sie hat.“

„Statt dessen ist alles viel schlimmer geworden, und Europa zerfällt in kapitalistische Staaten, in denen die meisten Bettler sind, und in Sowjetstaaten, in denen alle Bettler sind.“

„An der Wiege der Völker schenkte Gott dem Engländer das Talent zum Erfolg, dem Franzosen die Gabe der Form, dem Deutschen aber die Sehnsucht.“

„Im Traum ist jedermann ein Schafsheiter. Leider verlieren die meisten Menschen im Wachen und erwachsenen Stadium diese ihnen offenbar angeborene und völlig organische Gestaltungsstärke und werden schrecklich talentlos, indem ihr Verstand, dieser feige und impotente Besserwisser, sich überall einmischet.“

„Was ist nun der wahre Sinn des Lebens: die reise Euphorie, das ewige Streben oder das Bitterböi? Der Dichter antwortet: Wir sind Menschen. Wir müssen zweifeln. Wir müssen streben. Wir müssen Bier trinken.“

„Der Gipfel der Gottlosigkeit ist nicht der Teufel, der schwarze Engel, der um seinen Sturz weht, sondern der Engel ohne Seele.“

„Die Seele ist überweltlich, die Materie ist unterweltlich.“

In der Einleitung dieses Werks wurde dargelegt, daß dessen Methode eine prinzipiell unwissenschaftliche sei. Es handelt sich hier natürlich nur um eine ideale Forderung; sie überall reiflos zu erfüllen, dürfte die bescheidenen Kräfte eines einzelnen übersteigen, und nicht selten wird der gute Wille an die Stelle der Tat getreten sein. Diesen aber wird keine objektive Beurteilung dem Verfasser aberkennen dürfen; und zudem tröstet ihn die Hoffnung, daß sein geübter Instinkt ihn auch dort zu pseudowissenschaftlichen Resultaten geleitet habe, wo er sie gar nicht beabsichtigt hatte.

Mit diesen selbst beurteilenden aufschreienden Worten des Verfassers schließen wir unsere Auswahl von Zitaten, lebhaft bedauernd, so vieles haben unterdrücken zu müssen, was dasselbe Anrecht auf Zitation hatte; in der Hoffnung jedoch, daß aus dem Angeführten hervorgegangen sein möchte die Reife des Urteils des Autors, die Schönheit und Frische seines Stils, die Freiheit seines Denkens, der wunderbare Humor des Verfassers. Gewiß selten in der deutschen wissenschaftlichen Literatur findet man so schön verbunden das Nützliche mit dem Angenehmen. Wir ziehen aus dem Genuß dieses Buches unentbehrliche Belehrung; oder indem wir uns belehren, unterhalten wir uns aufs köstlichste. Selten wohl ist der Regent eines Werks in der glücklichen Lage, dasselbe mit so gutem Gewissen und mit voller Überzeugung anzupreisen, wie ich heute diese Kulturgeschichte der Neuzeit von Egon Friedell empfehle als einen Schmaus, bereitet von einem genialen Koch, der so hoch über der Wissenschaft steht, daß wir von den schweren Bänden und harten Gesetzen der letzteren nicht belästigt werden, sondern den schwersten Inhalt genießen, aufgelöst in der Heiterkeit des Verfassers.

Dr. Dreßler.

Königliche Illustrierte Zeitung. Die neueste Veröffentlichung der „Königlichen Illustrierten“, die unter dem Titel „Sicherheit — für uns!“ in Nr. 1 des neuen Jahres erscheint, kann für sich in Anspruch nehmen, daß sie praktisch zum erstenmal ohne Übertreibungen, aber auf Grund sachlich unanfechtbaren Tatsachenmaterials und in anschaulichster Weise den schreienden Gegensatz zwischen den Klüften der nächsten Nachbarn Deutschlands und seinen eignen betrüppelten Landesverteidigungsmöglichkeiten aufzeigt. Wenn ein Land überhaupt mit Recht die Forderung auf Erhöhung seiner Sicherheit erheben kann, so ist es Deutschland. Heber, der sich über die tatsächlichen Machtverhältnisse schnell und zuverlässig unterrichten will, wird dieses Heft, das auch in seinem sonstigen Inhalt wieder eine Reihe höchst interessanter Themen bringt, mit Aufmerksamkeit lesen müssen.